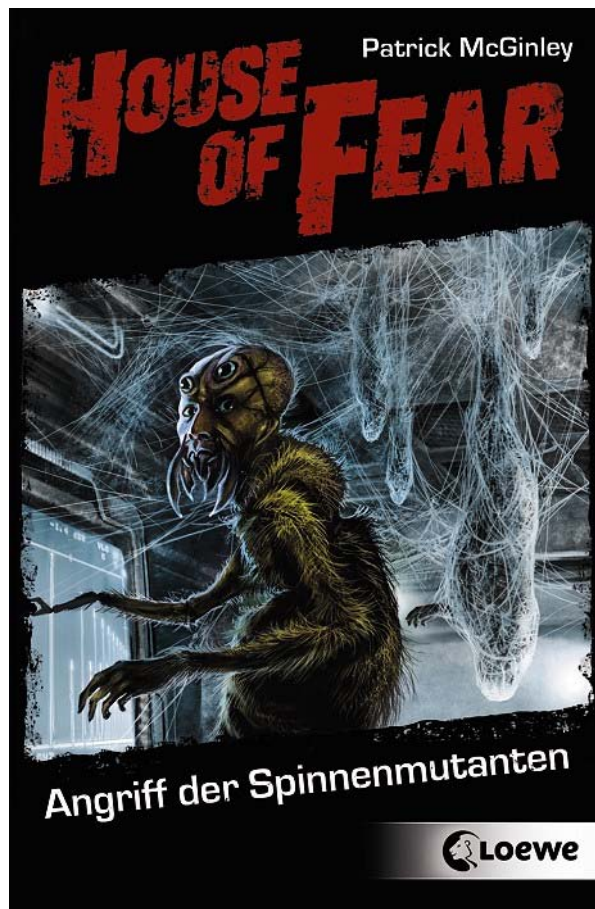




Unverkäufliche Leseprobe

Patrick McGinley
House of Fear

Angriff der Spinnenmutanten
(Band 3)



Taschenbuch, 176 Seiten, ab 12 Jahren
ISBN 978-3-7855-7310-5
Format 12.5 x 18.5 cm
€ 5.95 (D), € 6.20 (A), CHF 8.90
Januar 2012

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2012 Loewe Verlag, Bindlach

VORWORT

Dies ist kein normales Buch.

Ein normales Buch liest man, findet es spannend,
lustig oder langweilig und legt es dann beiseite.

Dies ist ein gefährliches Buch. Wenn man nicht aufpasst,
kann es einem den Verstand rauben!

Ich habe diese Geschichte nicht geschrieben. Ich habe sie
gefunden. Im Keller eines Hauses, neben der Leiche eines
toten Schriftstellers, lagerten sie: Tausende eng bedruckter
Schreibmaschinenseiten, die mich magisch anzogen!

Während ich diese Geschichten las, wurde ich von Alb-
träumen und Visionen heimgesucht, die so echt wirkten,
dass ich fast vor Angst gestorben wäre.

Wie unter einem inneren Zwang habe ich sie nach und nach
bearbeitet. Eine böse Macht drängt mich, sie der Öffentlich-
keit zu präsentieren, auch wenn ich weiß, dass sie Verderben
über die Menschen bringen werden.

In der Hoffnung, ihren dämonischen Einfluss zu brechen
oder zumindest zu mildern, habe ich die Geschichten leicht
verändert. Die Orte und einige Namen habe ich geschwärzt,
damit niemand auf die Idee kommt, nach den
ursprünglichen Texten zu suchen.

Lies sie auf eigene Gefahr! Und wenn du nachts schweiß-
gebadet aus dunklen Träumen hochschreckst, dann bedank
dich nicht bei mir, sondern beim Verfasser selbst:
dem geheimnisvollen Marc Glick-Pitney.

Du bist gewarnt!

Patrick McGinley,
Herausgeber



Es herrschte Chaos. Männer und Frauen in Schutzanzügen liefen wild durcheinander, einige telefonierten, andere gaben Anweisungen.

Langsam glaubte ich Trent. Es war wirklich etwas Schlimmes passiert. Nur was?

Doch wir hatten keine Zeit zum Überlegen. Trent schob uns aus dem Lift.

Wir durchquerten die Lobby, wobei wir darauf achten mussten, dass wir nicht von einer der vielen Gruppen von Wachmännern überrannt wurden, und betraten einen Gang auf der anderen Seite. Auch dieser führte zu einer Aufzugtür. Wieder gab Trent einen Code ein.

Diesmal dauerte es einige Sekunden, bis der Aufzug kam. Als die Türen sich endlich öffneten und wir eintraten, konnte ich auf der Tastenleiste erkennen, dass es unter dem Erdgeschoss noch drei weitere Stockwerke gab, die mit »U 1« bis »U 3« gekennzeichnet waren.

Trent drückte auf den Knopf für das zweite Untergeschoss. Die Aufzugtür schloss sich und es ging in einem rasenden Tempo abwärts.

Als die Tür sich bei »U 2« öffnete, wollte ich automatisch aussteigen.

»Du nicht«, sagte Trent und hielt mich zurück.

Der dritte, der Hannah im Arm trug, verließ den Lift.
»Halt! Wo bringt ihr sie hin?«, rief Dennis und wollte hinterher.

Doch Trent drückte ihn unsanft an die Wand. »Sie braucht medizinische Hilfe«, fauchte er.

»Wir wollen bei ihr bleiben.« Zumindest konnte ich mein Glück versuchen.

»Das ist nicht möglich«, sagte Trent kurz angebunden, drückte abermals auf einen Knopf und wir fuhren einen weiteren Stock in die Tiefe.

Ich tauschte mit Dennis einen wütenden Blick aus.

Nachdem wir unten angekommen waren, folgten wir Trent durch ein wahres Labyrinth an Gängen, bis wir endlich vor einer Tür anhielten.

»Da hinein«, sagte Trent auf seine unnachahmlich »sympathische« Art.

Dennis und ich betraten den Raum. Ein Mann in einem weißen Kittel und mit einer Hornbrille auf der Nase saß dort an einem Schreibtisch.

»Ich bringe die Quarantäne-Patienten aus Sektor drei«, sagte Trent.

»Danke. Sie können gehen«, erwiderte der Mann.

Trent machte kehrt und verschwand.

»Was meint er mit Quarantäne-Patienten? Und was ist hier überhaupt los?«, wollte Dennis wissen.

Der ältere Herr lächelte. »Ach wisst ihr, diese Sicherheits-Typen nehmen das alles ein bisschen zu ernst. Eigentlich reine Routine das Ganze. Wie heißt ihr beiden denn?«

»Ich bin Richard und das ist Dennis.«

»Ich bin Professor Konrad. Wollt ihr euch nicht setzen?«

Erschöpft, wie wir waren, nahmen wir das Angebot an und ließen uns auf die Stühle vor Professor Konrads Schreibtisch fallen.

Der Professor zog eine Schublade auf und nahm eine Spritze und einen Stauschlauch heraus. Dennis sah mich besorgt an.

»Keine Angst, Dennis. – Das war doch dein Name, nicht wahr? Das hier sieht schlimmer aus, als es ist. Ich muss euch nur ein wenig Blut abnehmen. Zu Testzwecken, versteht ihr? Leider muss ich darauf bestehen – es ist zu eurer eigenen Sicherheit. Wärt ihr so gut, eure Ärmel hochzukrempeln?«

Langsam ging mir das Ganze auf die Nerven. »Nein, das werden wir nicht tun. Erst mal sagen Sie uns, was hier überhaupt los ist!«

Professor Konrad lächelte, doch seine Augen lächelten nicht mehr mit. Er schien kurz zu überlegen, dann gab er sich einen sichtbaren Stoß und rückte endlich mit der Sprache heraus.

»Es gab einen kleinen ... Zwischenfall hier im Komplex. Gewisse ... Testobjekte ... sind in die Außenwelt gedrungen. Wir müssen nur sichergehen, dass ihr davon nicht betroffen seid.«

»Was für *Testobjekte*? Und was ist mit Hannah?«, fragte Dennis.

»Das Mädchen? Wir haben den begründeten Verdacht,

dass sie eventuell in Kontakt mit schädlichen Substanzen gekommen ist. Sie wird auf der Krankenstation untersucht. Sie ist in guten Händen.«

Dennis wusste nicht, was er darauf sagen sollte, rang aber sichtlich um seine Fassung.

»Können wir wenigstens unsere Eltern anrufen?«, fragte ich.

Der Professor grinste. »Aber natürlich! Sobald wir mit dieser kleinen Untersuchung fertig sind, könnt ihr daheim anrufen. Nur müssen wir die Proben so schnell wie möglich nehmen, das hat also Vorrang. Ich kann euch gar nicht deutlich genug sagen, wie wichtig das ist.«

Unwillig gab ich nach und hielt ihm die Hand hin. Er nahm meinen Arm und legte den Stauschlauch an. Als er ein Röhrchen mit Blut gefüllt hatte, wiederholte er die Prozedur bei Dennis.

»Sehr gut«, sagte er, als er fertig war. »Wenn ihr jetzt bitte diese Schutzanzüge anstatt eurer Kleidung anlegen könntet? Es ist nur zu eurem Besten – eine Vorsichtsmaßnahme – noch wissen wir nicht genau, womit wir es zu tun haben. Ihr könnt dazu den Nebenraum benutzen.« Er deutete auf zwei silbrig glänzende Anzüge, die zusammengefaltet auf seinem Schreibtisch lagen. Wir hoben sie auf und verschwanden durch die Tür in den Nebenraum.

Es war eine Art Abstellkammer, in der ein paar alte Schreibtische und Stühle herumstanden. Als wir die Anzüge angezogen hatten, kam Professor Konrad herein.

»Und was jetzt?«, fragte ich.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm er unsere abgelegten Kleidungsstücke mitsamt allen unserer Besitztümer an sich und schloss die Tür hinter sich. Dann drehte er den Schlüssel um und war verschwunden.



»Der Typ hat doch 'ne Vollmeise!«, schimpfte ich und stürzte zur Tür.

Doch sosehr ich auch am Griff rüttelte, sie ging nicht auf. »Der hat uns glatt eingesperrt!« Fassungslos starrte ich auf das Schloss.

Dennis sackte auf einem der alten Stühle zusammen. »Kann mir mal bitte jemand erklären, was zum Geier hier abgeht?«, fragte er in den Raum hinein. »Was wird denn jetzt aus uns? Und wo ist Hannah?«

Doch auf eine Antwort warteten wir vergebens.

So wie es aussah, blieb uns nichts anderes übrig, als uns mit der Situation abzufinden – zumindest fürs Erste.

Wir rätselten noch eine Weile herum, was die Ursache für das ganze Theater sein könnte, doch wir konnten uns einfach keinen Reim darauf machen.

Etwa eine Stunde später hörten wir, wie sich ein Schlüssel im Schloss drehte.

Die Tür öffnete sich und herein kam Trent. Er trug keine Schutzkleidung mehr, dafür hielt er in der Hand ein Tablett, auf dem zwei Sandwiches und zwei Flaschen Wasser standen. Wortlos stellte er es vor uns auf den Boden.

»Wir würden jetzt gerne unsere Eltern verständigen«, sagte ich.

Doch Trent tat so, als hätte er mich nicht gehört, ging wieder und schloss die Tür hinter sich ab. Dennis und ich lauschten auf seine Schritte, die sich immer weiter entfernten und schließlich verstummten.

»Langsam wird mir das Ganze unheimlich«, sagte ich.

Dennis hob das Tablett auf und stellte es auf einen der Schreibtische.

»Ich weiß nur, dass ich einen Mordshunger habe«, sagte er und wickelte eines der Brote aus der Zellophanfolie.

Ich nahm mir das zweite. Gierig biss ich hinein. Es schmeckte trocken und alt, doch mit dem Wasser war es beinahe genießbar.

Nachdem wir gegessen hatten, bemerkte ich, wie Dennis unwillkürlich die Augen zufielen.

»Ich glaube, wir schlafen am besten eine Nacht drüber«, schlug ich vor.

Dennis nickte nur.

Wir machten es uns so gut es ging auf dem Boden bequem, dann knipste ich das Licht aus und legte mich neben Dennis.

»Glaubst du, Hannah ist okay?«, fragte er.

»Hannah wirft nichts so schnell aus der Bahn«, sagte ich. »Ich bin sicher, sie macht denen die Hölle heiß, wenn sie erst wieder wach ist.«

»Du hast wahrscheinlich recht«, murmelte Dennis im Halbschlaf.

Ich lag noch ein wenig länger wach. In Wahrheit war ich mir gar nicht so sicher, dass Hannah nichts passiert war.

Wir wussten ja selbst nicht, in welcher Gefahr wir schwebten.



Als ich die Augen aufschlug, hatte ich keine Ahnung, wo ich mich befand. Es war stockdunkel, nur durch die Ritze unter der Tür sickerte ein wenig Licht. Erst langsam erinnerte ich mich daran, wie wir hier gelandet waren.

»Dennis«, flüsterte ich. »Dennis, bist du wach?«

Zur Antwort bekam ich nur ein müdes Grummeln.

Ich stand auf und tastete mich zum Lichtschalter. Als ich ihn betätigte, fluteten die Leuchtstoffröhren den Raum mit grellem Licht. Dennis wälzte sich herum und schlug schließlich die Augen auf.

»Na, gut geschlafen?«, fragte ich.

Dennis setzte sich hin und rieb sich den Schlaf aus den Augen. »Mein Rücken fühlt sich an wie ein gekneteter Pizzateig«, sagte er.

Ich betätigte den Türgriff. Nichts passierte, es war immer noch abgeschlossen. Mir platzte der Kragen.

»Hey!«, rief ich und schlug mit der Faust an die Tür.

»Lassen Sie uns endlich raus, verdammt noch mal!«

Ich hielt inne und lauschte, doch nichts war zu hören.

»Jetzt habe ich echt die Schnauze voll!«, rief ich.

Als ich nach oben sah, kam mir eine Idee.

Die Decke!

Es war eine von diesen Zwischendecken, über der sich ein Hohlraum mit Kabeln, Luftschächten und so weiter befand.

»Dennis, hilf mir mal.«

Langsam stand Dennis auf.

»Wir müssen diesen Schreibtisch hochkant umdrehen, dann kann ich daran raufklettern.«

Zusammen kippten wir den schweren Tisch um und stellten ihn auf die Seite. Ich zog die Schubladen heraus und benutzte sie, um wie auf einer Leiter hinaufzusteigen.

Vom oberen Ende des Schreibtisches konnte ich die Decke erreichen.

Es war, wie ich gedacht hatte. Die einzelnen Platten der Deckenverkleidung ließen sich ganz leicht nach oben drücken. Ich schob eine davon beiseite, sodass ein Loch entstand, in das ich mich hinaufziehen konnte. »Von hier oben komme ich in den Nebenraum«, flüsterte ich.

Dennis nickte, er hatte verstanden. Ich zog mich hoch und krabbelte vorwärts.

Es roch vermodert hier oben und der Staub lag in einer dicken Schicht. Als ich mich über dem angrenzenden Raum befand, atmete ich kurz durch. Dann hob ich vorsichtig eine der Platten an – nur einen winzigen Spalt breit, sodass ich ins Zimmer unter mir blicken konnte.

Ganz in der Nähe an einem Tisch saß Trent. Er war eingeknickt! Er hatte die Arme als Kissen auf die Tischplatte gelegt und schlief.

Und dann entdeckte ich noch etwas: Von seinem Gürtel hing ein großer Schlüsselbund herab. Glück musste man haben!

Vorsichtig und möglichst leise schob ich die Platte ganz zur Seite. Ich ließ meine Beine durch das Loch herabbaumeln, stützte mich am Rand ab und ließ mich ganz langsam hinab.

Als es nicht mehr weiterging, fehlte noch immer ein guter halber Meter bis zum Boden. Nach unten würde ich nur kommen, wenn ich mich fallen ließ.

Würde ich Trent damit wecken?

Egal, ich musste es riskieren.

Ich ließ los. So gut es ging versuchte ich, meinen Aufprall abzufedern, indem ich mich nach rechts abrollte. Reglos blieb ich liegen und beobachtete Trent. Es hatte geklappt! Er schlief tief und fest weiter.

Vorsichtig schlich ich mich an. Der Schlüsselbund hing an einem Karabinerhaken, der an einer Gürtelschlaufe festgemacht war.

Ich streckte die Hand aus. Meine Finger berührten das Metall des Hakens und die Schlüssel klapperten leise.

Vorsichtig wie ein Juwelendieb löste ich den Haken und nahm den Schlüssel an mich.

Ich musste mich beherrschen, um nicht laut über meine diebische Meisterleistung zu jubeln.

Bewaffnet mit meiner Beute schlich ich zur Tür und probierte die Schlüssel so lange durch, bis ich den passenden gefunden hatte und die Tür aufschwang.

Dennis wollte schon etwas ausrufen, doch ich hielt mir

den Zeigefinger vor die Lippen und deutete an, dass Trent schlief.

Lautlos wie Ninjas setzten wir einen Fuß vor den anderen und passierten Trents Schreibtisch.

Ich hatte den Durchgang zum Flur erreicht. Gerade als ich die Hand nach der Klinke ausstreckte, fuhr mir ein solcher Schreck in die Glieder, dass ich beinahe einen Herzinfarkt bekam.

Dennis brüllte wie am Spieß.

»Aaaaaaah! Aaaaaah! Aaaaaaaaaaaaaah!«

Ich drehte mich entsetzt um – und schlug die Hand vor den Mund.

Trent schlief nicht.

Er war tot.